

Zwischenspiel am Monte Aschino

Es war eine kloppharte Brühe. Cornedbeef-Reste mit Regenwasser in amerikanischen Konservendosen, die alle einen zerbrannten, aufgerissenen Rand hatten.

Der Alte nahm sie in die Hand und schwappte sie aus. Es stank. Er ruckte nicht hin. Er steckte sie in den Sack. Dazwischen lag auch ein verrosteter Ranzinkanister. Das war schon mehr.

Er stellte ihn aufrecht auf das wackelige Wägelchen, das er mit hatte. Man tut, was man kann. Ein paar lumpige Pfennige sind es doch.

Es ist so stumpfsinnig nur zu strempeln.

Auch ein Wunder, dachte er. Und mußte lachen. Das Geld liegt auf der Straße, dachte er. Und er lachte nicht mehr.

Draußen kippen die Laster den Deck über den Hang.

Ein Gebirge wird es, dachte der Alte. Ein Riesengebirge.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirne und setzte sich an den Tümpel, der sich im Laufe der Zeit aus Regenwasser gebildet hatte. Eigentlich war es nur eine große Lache.

Dann drehte er sich eine Zigarette.

Ein Schweißleben, dachte er, so ein Schweißleben!

Er sah ins Wasser. Ein paar kleine Fische glitzerten lustig an der Oberfläche. Sie spielten miteinander. Sie hatten keine Sorgen. Wo sie nur herkamen?

Fische, dachte er. Sollte man angeln?

„Das ist verboten!“ hörte er streng sagen. Ein Schutzmann hielt hinter ihm, hoch zu Ross.

„Was ist verboten?“ fragte er.

„Hier zu sitzen und die Blöschung zu zerstören.“

„Na, schön“, sagte er und erhob sich.

Der Berittene hatte ein gutes Jungengesicht.

Der Alte trat an das Pferd heran.

„Ich war auch einmal beritten“, sagte er. Dabei streichelte er die weichen Nüstern des Pferdes, das ihn anblies.

„Ein schöner Gaul —“, meinte er.

Der Berittene lachte ein wenig hochmütig.

Man lie mehr, wenn man im Sattel sitzt. Man kann herabschauen.

Bald wird es keine Pferde mehr geben — dachte der Alte.

„Ja“, sagte der Berittene.

„Ich saß auch einmal im Sattel“, sagte der Alte. „— es ist nur schwer wieder hinaufzukommen, wenn man einmal unten ist —“.

„Ach was —“, machte der Berittene und drehte langsam sein Pferd.

„Es ist verboten, hier herumzulaufen!“, sagte er noch einmal. Es klang nicht mehr so streng.

Dann trabte er weg. Das Pferd drehte dabei kokett sein Hinterteil. Es ist eine Stute, dachte der Alte.

Alles ist verboten, denkt er so nebenbei. Er spakt ins Wasser, wie es die kleinen Buben vom Brückengeländer aus machen. Die Fischchen schnappen danach. Sie glitzern in der Sonne. Es gibt kleine Wellen. Immer im Kreis herum. Lustig ist das.

Dann geht er langsam zu seinem Karren. Er schlägt in seinen Guat, räumt die Dreifsel und zieht an.

„Hüsta!“, sagt er.

Der Wagen quietscht und klappert. Amblech klappert nicht anders als deutsches Blech. Blech ist Blech. Ein paar Pfennige sind es doch. Er freut sich darüber, als habe er sie den Arm abgeschlachtet, die paar launigen Pfennige.

Diese kleine Skizze entnehmen wir dem noch unveröffentlichten Roman „Die gestandene Liebe“ von Hans Pflug-Frankert.

Im Maisfeld

Dem Kalender nach sind wir noch mitten im Sommer. Die Äpfel hängen an den Bäumen, die Rüben und Kartoffeln befinden sich im Boden, das Gras steht hoch, die Bohnen blühen, — überall reifen die Früchte, — und doch, wenn auf den Feldern das Getreide nicht mehr steht, und die Stoppelfelder dem Wind freie Bahn lassen, — wenn es nicht mehr wie Wellen durch die ganze Flur zieht und sie lebendig macht, dann wird es Herbst.

Der Boden der Getreidefelder ist nun der heißen, sengenden Augustsonne preisgegeben und die Erde von langen, unregelmäßig hin- und herlaufenden Rissen durchzogen. Dem Mäusen fehlt es um diese Zeit an nichts, und die hüße, trockene Witterung ist ihnen gerade recht. —

Die Flur ist menschenleer. Ich sitze im Schatten eines Busches am Ackerrain und blicke in das unter der Sommerhitze liegende Land hinein. Es ist bedrückend still auf den Feldern. Wenn der Wind nicht die Blätter über mir leise bewegen würde, möchte ich glauben, es schlafe alles, was noch auf den Äckern steht, einer beschwerenden Last entgegen. Über die kahlen Stoppelfelder geht der Blick bis weit an den zur Hitze glühenden Horizont. Das Maisfeld zur rechten Hand erscheint auf der abgeernteten Flur fast wie ein Wald im Kleinen.

Da erinnere ich mich, wie ich als Bub oft durch diese Maisfelder streifte, — und ob ich recht weiß, was ich tue, stehe ich schon mittendrin. Ich setze mich nieder. Jetzt höre ich es wieder, genau wie in der Zeit, als ich nach nach wahl-schmeckenden, ausgekosteten Maiskolben auf Jagd ging, — dieses seltsame Rascheln der durch den leichten Wind sich aneinander reibenden Maisstängel.

Herrlich gekostet fühle ich mich in dieser kleinen Welt. Auf dem Boden rennt ein Käfer durch die Krauter, als läse er um sein Leben. Eine Ameise müht sich, das Stück von einem Wurm fortzubewegen. Hinter mir raschelt es, eine Maus huscht an mir vorbei und setzt sich dicht neben mir auf die Hinterfüße, um sich das Rüsselchen zu putzen. —

Ich schaue nach oben. Vom ganzen Himmel gewahre ich nur ein kleines Stück. Dieses Stück aber ist blauer, schöner, weiter als sonst. Während ein weißes Wölkchen wie ein Tupfen durch den schwarzen Straßen über mir zieht, mache ich es unwillkürlich wie in meiner Jugend und denke in das zarte Gebilde eine Gestalt hinein.

Die Wolke schwimmt weiter. Es wispert im Maisfeld. Auf dem Boden rennen die Insekten und huschen die Mäuse. Ich gehe wieder über die Felder auf das nächste Dorf zu. Dort wohnen Menschen und nun bereithat erst um ihre große Welt.

Mir kommt der Gedanke, daß das Kleine, Unscheinbare wohl dazu da sei, uns das wirklich Große, Wertvolle begreifen zu lassen.